

# NICHTS SEHEN – UND DOCH GLAUBEN?!

## PREDIGT AM 2. OSTERSONNTAG

---

Liebe Schwestern und Brüder,

„Ich seh‘ etwas, was du nicht siehst, und das ist ...“ – haben Sie sich als Kinder auch gelegentlich mit diesem Spiel die Zeit vertrieben? Ich war immer ganz stolz, wenn die anderen lange nicht erraten haben, welchen Gegenstand ich gemeint habe.

Aber das ist ja nicht nur ein Spiel. Es ist auch Abbild unserer Erfahrung und Wirklichkeit. Und dann ist es manchmal gar nicht mehr so lustig. Dann sehe ich etwas und wünschte mir sehr, dass andere es auch sehen würden. Wenn ich mich z.B. frage: Sieht denn keiner außer mir, dass hier etwas im Argen liegt, dass etwas repariert werden müsste, oder gar dass es einem Menschen sehr schlecht geht und er dringend Hilfe bräuchte? Aber das gilt auch, wenn es um etwas Schönes geht: Wenn die Gäste nicht registrieren, wie liebevoll der Tisch gedeckt wurde, Ehepartner, Freundinnen oder Freunde kleine oder größere Zeichen der Zuwendung einfach übersehen. Das kann dann sehr enttäuschend oder sogar verletzend sein.

Wenn wir dann etwas gesehen haben, was uns betrifft und bewegt, dann wollen wir – anders als im Spiel – dass andere es auch sehen können, dann wollen wir unsere Erfahrung teilen.

Die Jünger, von denen unser heutiges Evangelium<sup>1</sup> erzählt, machen eine überwältigende Erfahrung: Jesus, ihr verehrter und geliebter Rabbi, der am Kreuz gestorben ist, ist plötzlich ganz lebendig in ihrer Mitte. *„Da freuten sich die Jünger, dass sie den Herrn sahen.“* Diese Freude können und wollen sie nicht für sich behalten. Und als sie ihren Kollegen Thomas wieder treffen, der nicht dabei war, sprudelt es aus ihnen heraus: *„Wir haben den Herrn gesehen.“*

Thomas aber kann das nicht glauben. Seine Freunde haben etwas gesehen, was er nicht sehen konnte. Damit will er sich nicht zufrieden geben. Er will es mit eigenen Augen sehen. Ja, mehr noch: Er will ertasten und erspüren, dass es wirklich Jesus ist – *„sonst“* – da bleibt er hart – *„sonst glaube ich nicht.“*

Da ist er bis heute in bester Gesellschaft: „Ich glaube nur, was ich sehe!“ ist ja ein weit verbreiteter Grundsatz vieler Menschen. Wobei das so nicht stimmt und sich nicht durchhalten lässt. Gerade in unserer von Technik und Elektronik geprägten Zeit glauben wir alle eine Menge, was wir nicht sehen, nicht nachprüfen oder nachvollziehen können. Wir verlassen uns einfach darauf, dass es funktioniert. Wir vertrauen dabei auf die Aussagen anderer Menschen, von denen wir annehmen, dass sie es besser wissen als wir.

Auf diesem Hintergrund klingt es dann gar nicht mehr so herausfordernd, wenn Jesus sagt: *„Selig sind, die nicht sehen, und doch glauben.“* Im Umkehrschluss heißt dieser Satz: «Unglücklich, ja lebensuntauglich sind Menschen, die nicht vertrauen können, die alles bewiesen haben oder selbst kontrollieren wollen. Sie werden immer unzufrieden sein.»

All das lehrt uns unsere allgemeine Lebenserfahrung. Hier in unserem Evangelium aber geht es darüber hinaus um Glaubenserfahrung. Wie kann ich glauben, dass Jesus lebt, dass er auch mir begegnen will, dass er zu mir steht und ich ihm mein Leben bedenkenlos anvertrauen kann? Was kann mir da Sicherheit geben oder mich zumindest bestärken?

Mit solchen Fragen sind immer wieder Menschen zu mir gekommen. Keiner von denen hat allerdings je erwartet oder gar verlangt, Jesus höchstpersönlich sehen und seine Wundmale berühren zu können. Sie hatten oft ein anderes Bedürfnis: «Ich glaube an Gott, ich möchte mich auf ihn verlassen, möchte ihm ja mein Leben anvertrauen. Wenn ich nur etwas mehr von seiner Gegenwart spüren könnte. Wenn ich nur wenigstens manchmal merken könnte, dass meine Sehnsucht, meine Anliegen, meine Gebete bei ihm angekommen sind. Wenn er mir nur ein kleines Zeichen geben würde, dass er mich sieht und dass ich für ihn wichtig bin.» So oder ähnlich hörte und höre ich es immer wieder. Sind das berechtigte Wünsche?

---

<sup>1</sup> Joh 20,19-31

Ja, das dürfen wir uns wünschen, das dürfen wir auch immer wieder erbitten. Thomas, genannt Didymus, ist da auch unser „Zwilling“. Er denkt und empfindet wie wir. Er ermutigt uns, auch unsere Zweifel zuzulassen und vor Gott zu bringen. Jesus rügt ihn keineswegs, weil er das tut. Er geht vielmehr verständnisvoll und bereitwillig darauf ein.

Aber geht er auch auf unsere, auf Ihre und meine Bitten ein, wenn wir ihn so hautnah erfahren wollen? Ich habe es immer wieder erlebt – persönlich und noch viel öfter in der Begleitung anderer Menschen: Ja, Gott geht darauf ein, er kann und will uns im Tiefsten berühren, uns den gleichen inneren Frieden bringen, den auch die Jünger am Ostertag erfahren haben. Ignatius von Loyola nennt es „geistlichen Trost“. Es sind zutiefst beglückende und befreiende Erfahrungen. Vielleicht haben Sie das auch schon so erleben dürfen.

Es gibt jedoch ein zumindest zweifaches ABER:

1. Diese Erfahrungen sind nicht verfügbar und schon gar nicht machbar. Wir können sie weder herbeibeten noch herbeimedieren. Wir können sie ersehen und erbitten. Gott aber ist frei. Er zeigt sich wann und wo und wem und wie er will. Es ist Geschenk, reine Gnade!

2. Wir müssen vorbereitet, disponiert sein, damit wir Gott wahrnehmen können, wenn er sich uns zeigen will. Dazu dienen die verschiedensten geistlichen Übungen wie z.B. Gottesdienst, Gebet und Meditation. All das macht uns empfänglich für Gottes Gegenwart, der uns auch dann zugewandt ist, wenn wir es nicht spüren können. Darauf dürfen und sollen wir vertrauen!

Jede zwischenmenschliche Liebe braucht immer wieder Zeichen, will spürbar werden, damit sie tragen kann. Wenn aber z.B. Eheleute ständig irgendwelche „Liebesbeweise“ voneinander fordern, wird das ihrer Beziehung nicht gut tun. Denn dann steht Misstrauen im Vordergrund, wodurch Vertrauen – sofern überhaupt noch vorhanden – zerstört wird. Auf diesem Hintergrund sagt Jesus einmal: *„Diese böse und treulose Generation fordert ein Zeichen, ... Und er ließ sie stehen und ging weg.“* (Vgl. Mt 16,4). Zeichen der Nähe, der Zuwendung und Liebe lassen sich nicht erzwingen. Je verbissener oder verkrampfter wir danach suchen oder verlangen, desto weniger werden wir sie erleben – in der Beziehung mit anderen Menschen und in der Beziehung zu Gott.

Aber auch gläubige Menschen, die in aufrichtiger, freier und freilassender Gesinnung beten und Gott suchen, müssen manchmal sehr lange auf ein spürbares Zeichen warten. Der große Mystiker Johannes vom Kreuz hat das so erfahren und von der „Nacht des Glaubens“ gesprochen. Und auch Mutter Teresa, eine Heilige unserer Zeit, hat lange unter der scheinbaren Abwesenheit Gottes gelitten und darüber in ihrem geistlichen Tagebuch geschrieben.

Warum ist das so? Ich weiß es nicht. Vielleicht will Gott damit unseren Glauben, unser Vertrauen stärken. Vielleicht ist es auch ein Kompliment: Gott traut es diesen Menschen zu, dass ihr Glaube schon so stark ist, dass er keine Zeichen mehr braucht. All das sind aber Spekulationen. Besser ist es, auch hier einfach zu vertrauen, statt nach Erklärungen zu suchen.

All diese Gedanken kurz zusammengefasst:

Jesus/Gott ist durchaus bereit, sich uns auch heute noch zu offenbaren, spürbar zu werden in unserem ganz konkreten Leben. Immer wieder dürfen Menschen solche Erfahrungen machen und sie dann auch bezeugen. Aber Gott mutet uns auch Zeiten der Wüste, der Dunkelheit, der scheinbaren Gottferne zu. Dann sind wir allein auf unser Vertrauen angewiesen – Vertrauen auf Gott und auf das Glaubenszeugnis unserer Mitchristen in Geschichte und Gegenwart.

Und dann gilt auch für uns:

*„Selig sind, die nicht sehen, die nichts spüren – und doch glauben.“*